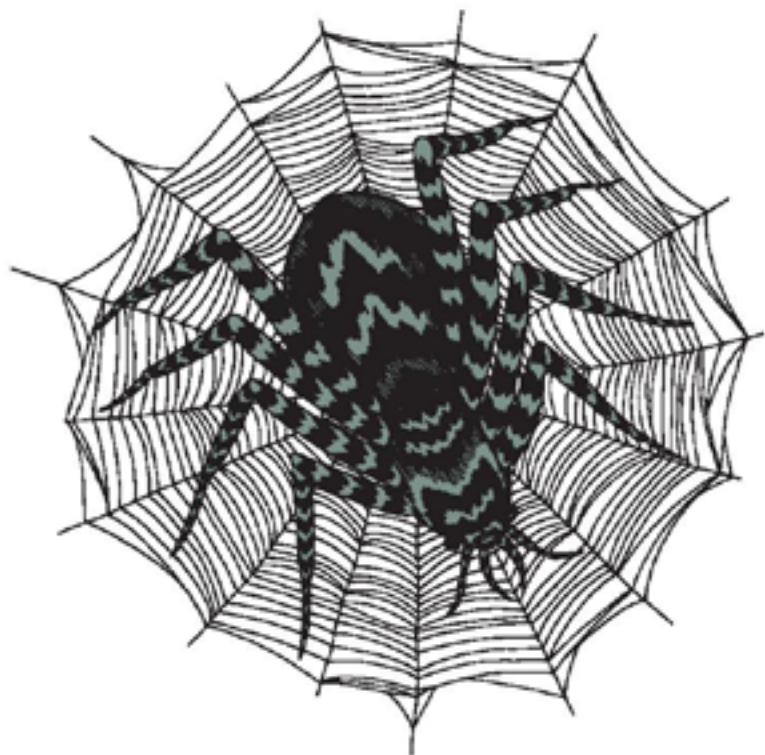


JEREMIAS GOTTHELF

# DIE SCHWARZE SPINNE



KLASSIKER DER PHANTASTISCHEN LITERATUR III  
PRONG PRESS

Die  
schwarze  
Spinne



## Impressum

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 2018: PRONG PRESS, 8424 Embrach, ZH

Originaltexte: Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach, 1920

[= „Die schwarze Spinne“ und „Bekenntnisse Jeremias Gotthelfs“]

Überarbeitung, Schlüsselszenen, Essay, Redewendungen: Rolf Bächli

„Der Wochenendausflug“: Rolf Bächli

„Im Spinnenhaus“: Alan Cohen

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne

Illustrationen: Rolf Bächli, Embrach

Layout: Meret Bächli, Embrach

Lektorat: PRONG PRESS

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-15-2

Auflage: 1. Auflage

[www.prong-press.ch](http://www.prong-press.ch)

## JEREMIAS GOTTHELF

### DIE SCHWARZE SPINNE

Die beiden Originaltexte „Die schwarze Spinne“ und „Bekenntnisse Jeremias Gotthelfs“ stammen aus dem 1920 im Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, erschienen Ersten Band der „Kleineren Erzählungen“.

Beide Texte – besonders aber die Erzählung „Die schwarze Spinne“ – wurden vom Herausgeber Rolf Bächli überarbeitet, stilistisch behutsam modernisiert und an die neue Rechtschreibung angepasst. Im Vordergrund der Überarbeitung stand die Lesbarkeit der Texte. Alte, nicht mehr gebräuchliche und deshalb unverständliche Worte wurden – wenn immer möglich - durch aktuelle Bezeichnungen ersetzt. Besondere Dialekt-Ausdrücke, die man nur schwer ins Hochdeutsche übersetzen kann, wurden im Text belassen, gekennzeichnet und sind am Schluss des Buches erklärt.

PRONG PRESS

# JEREMIAS GOTTHELF: DIE SCHWARZE SPINNE

## EINE NOVELLE

Über die Berge hob sich die Sonne, leuchtete in klarer Majestät in ein freundliches, aber enges Tal und weckte zu fröhlichem Leben die Geschöpfe, die geschaffen sind, an der Sonne ihres Lebens sich zu freuen. Aus vergoldetem Waldessaum schmetterte die Amsel ihr Morgenlied, zwischen funkelnden Blumen in perlendem Gras tönte der sehnsüchtigen Wachtel eintöniges Minnelied, über dunkeln Tannen tanzten brünstige Krähen ihren Hochzeitsreigen und krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dornigen Bettchen ihrer ungefederten Jungen.

In der Mitte der sonnenreichen Halde hatte die Natur einen fruchtbaren, beschirmten Boden eingegraben; mittendrin stand stattlich und blank ein schönes Haus, eingefasst von einem prächtigen Baumgarten, in welchem noch einige Hochapfelbäume in ihrem späten Blütenkleid prangten; halb stand das vom Hausbrunnen üppig bewässerte Gras noch, halb war es bereits dem Futtergang zugewandert. Um das Haus lag ein sonntäglicher Glanz, den man mit einigen Besenstrichen, angebracht Samstag abends zwischen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugnis des köstlichen Erbguts angestammter Reinlichkeit ist, die alle Tage gepflegt werden muss, der Familienehre gleich, welcher eine einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die – Blutflecken gleich – unauslöschlich bleiben von Geschlecht zu Geschlecht, jede Tünche verspottend.

Nicht umsonst glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde

und das von den Menschenhänden erbaute Haus im reinsten Schmuck; über beide glänzte heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an dem der Sohn wieder zum Vater gegangen war, zum Zeugnis, dass die Leiter noch am Himmel stehe, auf welcher Engel auf- und niedersteigen und die Seele des Menschen, wenn sie sich dem Leib entwindet, und ihr Heil und Augenmerk beim Vater oben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, am dem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und in voller Üppigkeit blüht, so dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung schenkend. Wunderbar klang es über die Hügel her, man wusste nicht, woher das Klingeln kam, es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her, draussen in den weiten Tälern; von dort her kündeten die Glocken, dass die Tempel Gottes sich öffnen allen, deren Herzen offen seien für die Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In der Nähe des Brunnens wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter, umgaulert von luftigen Füllen; im breiten Brunnentrog stillten behaglich blickende Kühe ihren Durst, und zweimal musste der Bube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren der Behaglichkeit nicht sauber genug weggeräumt hatte. Herzhaft wuschen am Brunnen stämmig Mägde mit einem handlichen Zwilchfetzen ihre *rotbrächten* Gesichter, die Haare in zwei Knäueln über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eilfertiger Emsigkeit Wasser durch die geöffnete Türe, und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft aus kurzem Schornstein die dunkle Rauchsäule empor.

Langsam und gebeugt ging an einem Hakenstock der Grossvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Mutwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hier und dort vergessene Strohhalm und nahm dazu fleissig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, um seine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres schweren Atems so wohllebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Haus neben der Tür sass die Grossmutter, schönes Brot in eine mächtige Kachel schneidend, dünn und in eben rechter Grösse jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen, an denen ein Walfisch ersticken müsste. Wohlgenährte, stolze Hühner und schöne Tauben stritten sich um die Brotsamen zu ihren Füssen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Grossmutter ein Stücklein eigens zu, es mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungestüm der anderen tröstend.

Drinne in der weiten, reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle durcheinanderrührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knien einer frischgewaschenen Magd; unter der offenen Stubentür aber stand, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne, etwas blasse Frau und sagte:

„Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen, ich hätte das Pulver sparen mögen. Die Frau des Göttis ist gar grausam misstrauisch und legt einem





alles zu Ungunsten aus. Es kommt heute auf ein halbes Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiss auch nicht, das *Weinwarm* zu rechter Zeit bereitzuhalten. Der Grossvater würde meinen, es wäre nicht Kindstaufe, wenn man den *Gevatterleuten* nicht ein *Weinwarm* ausstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du! Dort in der Küche auf der Kachelbank ist Safran und Zimt, der Zucker ist hier auf dem Tisch, und nimm Wein, dass es dich dünkt, es sei wenigstens halb zu viel; an einer Kindstaufe braucht man nie Kummer zu haben, dass sich die Sache nicht brauche“.

Man hört, es soll heute die Kindstaufe im Haus gehalten werden, und die Hebamme versieht das Amt der Köchin ebenso geschickt wie früher das Amt der Wehmutter; aber sputen muss sie sich, wenn sie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herd alles kochen soll, was die Sitte fordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käse in der Hand ein stämmiger Mann, nahm von der blanken Kachelbank den erstbesten Teller, legte Käse darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tisch aus braunem Nussbaumholz tragen.

„Aber Benz, aber Benz“, rief die schöne blasse Frau, „wie würden sie lachen, wenn wir keinen besseren Teller hätten zur Kindstaufe!“

Und vom glänzenden Schrank aus Nussbaumholz, Buffert genannt, ging sie, wo hinter Glasfenstern die Zierden des Hauses prangten. Dort nahm sie einen schönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen grossen Blumenstrauss, der umgeben war von sinnigen Sprüchen, zum Beispiel:

Oh Mensch, fass in Gedanken:  
Drei Batzen gilt's Pfund Anken.  
Gott gib dem Menschen Gnad,  
    Ich aber wohn im *Maad*.  
    In der Hölle, da ist es heiss,  
Und der Hafner schafft mit Fleiss.  
    Die Kuh, die frisst das Gras;  
Der Mensch, der muss ins Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Zöpfe, das eigentümliche Berner Backwerk, geflochten wie Zöpfe der Weiber, schön braun und gelb, aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, gross wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer; und oben und unten pflanzte sie noch zwei Teller. Hochaufgetürmt lagen auf denselben die appetitlichen Küchlein, Halbküchlein auf dem einen, Eierküchlein auf dem andern. Heisse, dicke *Nidel* stand in schön geblühten Hafen zugedeckt auf dem Ofen, und in der dreibeinigen, glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrete auf die Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine anderen Bauern auf der Welt als die Berner. Tausende von Engländern rennen durch die Schweiz, aber weder einem der abgejagten Lords, noch einer der steifbeinigen Ladies ist je ein solches Frühstück kredenzt worden.

„Wenn sie nur bald kämen, es wäre alles bereit!“, seufzte die Hebamme. „Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig ist und jedes seine Sache gehabt hat, und der Pfarrer ist grausam pünktlich und gibt scharfe Verweise, wenn man nicht da ist zu rechter Zeit“.

„Der Grossvater erlaubt auch nie, das Wägeli zu nehmen“, sagte die junge Frau. „Er hat den Glauben, dass ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, sondern führe, träge werde und sein Lebtag seine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte da wäre, die versäumt am längsten, die *Göttene* machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen“.

Die Angst nach den Gevatterleuten verbreitete sich durchs ganze Haus. „Kommen sie noch nicht?“, hörte man allenthalben; in allen Ecken des Hauses schauten Gesichter nach ihnen aus, und Türk, der Hund, bellte aus Leibeskräften, als ob er sie herbeirufen wollte. Die Grossmutter aber sagte: „Ehemals ist das doch nicht so gewesen, da wusste man, dass man an solchen Tagen zu rechter Zeit aufzustehen habe und der Herr auf niemanden warte.“

Endlich stürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht, die Gotte komme.

Sie kam, schweissbedeckt und beladen wie das Neujahrskind. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines grossen, blumenreichen *Wartsäckleins*, in welchem, in ein feines, weisses Handtuch gewickelt, eine grosse Züpfe steckte, ein Geschenk für die *Kindbetterin*. In der anderen Hand trug sie ein zweites Säcklein, und in demselben war eine Kleidung für das Kind nebst etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weisse Strümpfe; und unter dem Arm hatte sie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzenkappe mit den prächtigen, schwarzseidenen Haarschnüren. Fröhlich tön-ten ihr die Gott-Willkomm-Grüsse von allen Seiten entgegen,

und kaum hatte sie Zeit, von ihren Bürden eine abzustellen, um den entgegengestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten streckten sich nun dienstbare Hände nach ihren Lasten, und unter der Tür stand die junge Frau, und da ging ein neues Grüßen los, bis die Hebamme in die Stube mahnte: sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sei.

Und mit handlichen Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie sehr sich auch die Gotte weigerte und vorgab, sie hätte schon gehabt. Des Vaters Schwester täte es nicht, dass sie ungegessen aus dem Haus ginge, das schade jungen Mädchen gar übel, sagte sie. Aber sie sei schon alt, und die Mägde möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deswegen sei sie so spät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, sie wäre längstens schon da. In den Kaffee wurde nun die dicke Nidel gegossen, und wie sehr die Gotte sich wehrte und sagte, sie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denselben. Lange wollte es die Gotte nicht zulassen, dass ihretwegen die Züpfе angehauen würde, indessen musste sie sich ein tüchtiges Stück vorlegen lassen und essen. Käse wollte sie lange nicht, es wäre dessen gar nicht nötig, sagte sie. Sie werde meinen, es sei nur halb magerer, und deshalb schätze sie ihn nicht, sagte die Frau, und die Gotte musste sich ergeben. Aber Küchlein wollte sie durchaus nicht, sie wüsste gar nicht, wohin tun, sagte sie. Sie glaube nur, sie seien nicht sauber, und werde an bessere gewöhnt sein, erhielt sie endlich zur Antwort. Was sollte sie anders machen als Küchlein essen? Während dem Röten aller Art hatte sie abgemessen in kleinen Schlucken das erste Kacheli ausgetrunken, und nun erhob sich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz

mehr haben für fernere Wohltaten und sagte, man solle sie doch in Ruhe lassen, sonst müsste sie sich noch verschwören. Da sagte die Frau, es tue ihr doch so leid, dass sie ihn so schlecht finde, sie hätte doch der Hebamme dringlichst befohlen, ihn so gut wie möglich zu machen, sie vermöchte sich dessen wahrhaftig nicht, dass er so schlecht sei, dass ihn niemand trinken möge, und an der Nidel solle es doch auch nicht fehlen, sie hätte dieselbe abgenommen, wie sie es sonst nicht alle Tage im Brauch hätte. Was sollte die arme Gotte anders machen, als sich noch ein Kacheli einschenken zu lassen?

Ungeduldig war schon lange die Hebamme herumgetrippelt, und endlich bändigte sie das Wort nicht länger, sonder sagte: „Wenn ich dir etwas helfen kann, so sage es nur, ich habe wohl Zeit dazu!“ „He, pressiere doch nicht!“, sagte die Frau. Die arme Gotte aber, die rauchte wie ein Dampfkessel, verstand den Wink und versorgte den heissen Kaffee so schnell wie möglich und sagte zwischen den Absätzen, zu denen der glühende Trank sie zwang: „Ich wäre schon lange weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müssen, als ich hinunterbringen kann, aber ich komme jetzt“.

Sie stand auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einbund – ein blanker *Neutaler*, eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch – und machte manche Entschuldigung, dass alles nicht besser sei. Aber da redete die Hausmutter mit manchem Ausruf drein, wie das keine Art und Gattung hätte, sich so zu verköstigen, wie man es fast nicht nehmen dürfte; und wenn man das gewusst hätte, so hätte man sie gar nicht ansprechen dürfen.

Nun ging auch das Mädchen ans Werk, verbeiständet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das möglichste daran, eine schöne Gotte zu sein von Schuh und Strümpfen an bis hinauf zum Kränzchen auf der kostbaren Spitzenkappe. Die Sache ging umständlich trotz der Ungeduld der Hebamme, aber immer war der Gotte die Sache nicht gut genug und bald dies, bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Grossmutter herein und sagte: „Ich muss doch auch kommen und sehen, wie schön unsere Gotte sei“. Nebenbei liess sie fallen, dass es schon das zweite Zeichen geläutet habe und beide Göttis draussen in der äusseren Stube warteten.

Draussen sassen allerdings die zwei männlichen Paten, ein alter und ein junger, den neumodischen Kaffee, den sie alle Tage haben konnten, verschmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieser altertümlichen, aber guten Bernersuppe, bestehend aus Wein, geröstetem Brot, Eiern, Zucker, Zimt und Safran, diesem ebenso altertümlichen Gewürz, das an einem Kindstaufeschmaus in der Suppe, im Voessen, im süssen Tee vorkommen muss. Sie liessen es sich wohl schmecken, und der alte Götti, den man Vetter nannte, hatte allerlei Spässe mit dem Kindbettmann und sagte ihm, dass sie ihn heute nicht schonen wollten, und dem Weinwarm an gönne er es ihnen ja, daran sei nichts gespart, man merke, dass er seinen zwölfmässigen Sack letzten Dienstag dem Boten mit nach Bern gegeben habe, um ihm Safran zu bringen. Als sie nicht wussten, was der Vetter damit meine, sagte er: Letzthin habe sein Nachbar Kindbett haben müssen; da habe er dem Boten einen grossen Sack mitgegeben und sechs Kreuzer – mit dem Auftrag, er solle ihm doch in diesem Sack für sechs Kreuzer von dem gelben Pulver bringen,

ein Mass oder anderthalbes, von dem man an den Kindstaufen in allem haben müsse, seine Weiber wollten es nun einmal so haben.

Da kam die Gotte hinein wie eine junge Morgensonne und wurde von den Mitgevattern Gottwillchen geheissen und zum Tisch gezogen und ein grosser Teller voll Weinwarm vor sie gestellt, und den sollte sie nun essen, sie hätte wohl noch Zeit, während man das Kind zurechtmache. Die arme Gotte wehrte sich mit Händen und Füßen, behauptete, sie hätte gegessen für manchen Tag, sie könne nicht mehr schnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und jung war mit Spott und Ernst hinter ihr, bis sie zum Löffel griff, und seltsam, ein Löffel nach dem andern fand noch sein Plätzchen. Da kam schon wieder die Hebamme mit dem schön eingewickelten Kind, zog ihm das gestickte Käppchen an mit dem rosenroten Seidenband, legte es ins schöne Bettlein, steckte ihm das süsse Lulli ins Mäulchen und sagte: Sie begehre niemand zu versäumen und hätte gedacht, sie wolle alles zurechtmachen, man kann dann gehen, wann immer man wolle. Man umstand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderbar appetitliches Bübchen. Die Mutter freute sich des Lobes und sagte: „Ich wäre auch so gerne mit zur Kirche gekommen und hätte es Gott empfehlen helfen; und wenn man selbst dabei ist, wenn das Kind getauft wird, so sinnt man um so besser nach, was man versprochen hat. Zudem ist es mir zu unbequem, wenn ich noch eine ganze Woche lang nicht vor die Dachtraufe darf, jetzt, wo man alle Hände zu tun hat mit dem Anpflanzen.“ Aber die Grossmutter sagte, soweit sei es doch noch nicht, dass ihre Sohnesfrau wie eine arme Frau in den ersten acht Tagen ihren Kirchgang tun müsse, und die Heb-



amme setzte hinzu, sie hätte es gar nicht gern, wenn junge Frauen mit den Kindern zur Kirche gingen. Sie hätten immer Angst, es gehe daheim etwas Krummes, hätten so doch nicht die rechte Andacht in der Kirche, und auf dem Heimweg pressierten sie zu stark, damit ja nichts versäumt werde, erhitzten sich, und gar manche sei davon übel krank geworden und gar gestorben.

Da nahm die Gotte das Kind im Dachbett auf die Arme, die Hebamme legte das schöne, weisse Tauftuch mit den schwarzen Quasten in den Ecken über das Kind, sorgfältig den schönen Blumenstrauss an der Gotte Brust schonend, und sagte: „So geht jetzt, in Gottes heiligem Namen!“ Und die Grossmutter legte die Hände ineinander und betete still einen inbrünstigen Segen. Die Mutter aber ging mit dem Zug hinaus bis unter die Tür und sagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt sehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das bloss aus!“ Und alsbald schoss es ihr in die Augen, rasch fuhr sie mit dem Fürtuch darüber und ging ins Haus.

Rasch schritt die Gotte die Halde ab den Kirchweg entlang, auf ihren starken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Göttis, Vater und Grossvater, von denen keinem in den Sinn kam, die Gotte ihrer Last zu entledigen, obgleich der jüngere Götti in einem stattlichen *Meyen* auf dem Hut das Zeichen der Ledigkeit trug und in seinem Auge etwas wie grosses Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende grosser Gelassenheit verborgen.

Der Grossvater berichtete, welch schreckliches Wetter es gewesen sei, als man ihn zur Kirche getragen hatte, vor Hagel und

Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt, mit dem Leben davonzukommen. Hinterher hätten ihm die Leute allerlei geweisagt dieses Wetters wegen, die einen einen schrecklichen Tod, die anderen grosses Glück im Krieg; nun sei es ihm in aller Stille gegangen wie den anderen auch, und im 75. Jahr werde er weder früh sterben, noch grosses Glück im Krieg machen.

Mehr als den halben Weg waren sie gegangen, als ihnen die Jungfrau nachgesprungen kam, welche das Kind nach Hause zu tragen hatte, sobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter schöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte auch nach Kräften anwenden wollen, um auch schön zu sein. Ob dieser handlichen Arbeit hatte sie sich verspätet und wollte jetzt der Gotte das Kind abnehmen; aber diese liess es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit, dem schönen ledigen Götti zu zeigen, wie stark ihre Arme seien und wie viel sie erleiden möchte. Starke Arme an einer Frau sind einem rechten Bauer viel anständiger als zarte, als so dünne Stäbchen, die jede kleine Bise, wenn sie ernstlich will, auseinander wehen kann; starke Arme an einer Mutter sind schon vielen Kindern zum Heil gewesen, wenn der Vater starb und die Mutter die Rute allein führen, allein den Haushaltungswagen aus allen Löchern heben musste, in die er geraten war.

Aber auf einmal ist es, als ob jemand die starke Gotte an den Zöpfen halte oder sie vor den Kopf schlage, sie prallt ordentlich zurück, gibt der Jungfrau das Kind, bleibt dann zurück und stellt sich, als ob sie mit dem Strumpfband zu tun hätte. Dann kommt sie nach, gesellt sich den Männern bei, mischt sich in die Gespräche, will den Grossvater unterbrechen, ihn bald mit

diesem, bald mit jenem ablenken von dem Gegenstand, den er gefasst hat. Der aber hält, wie alte Leute meist gewohnt sind, seinen Gegenstand fest und knüpft ununterbrochen den abgerissenen Faden immer wieder neu an. Nun macht sie sich an den Kindesvater und versucht, diesen durch allerlei Fragen zu Privatgesprächen zu verführen; allein der ist einsilbig und lässt den angesponnenen Faden immer wieder fallen. Vielleicht hat er seine eigenen Gedanken, wie jeder Vater sie haben sollte, wenn man ihm ein Kind zur Taufe trägt und namentlich das erste Bübchen. Je näher man der Kirche kam, desto mehr Leute schlossen sich dem Zug an, die einen warteten schon mit Psalmbüchern in der Hand am Weg, andere sprangen eilig die engen Fusswege hinunter, und einer grossen Prozession ähnlich rückten sie ins Dorf ein.

Zunächst der Kirche stand das Wirtshaus, die so oft in naher Beziehung stehen und Freud und Leid miteinander teilen und zwar in allen Ehren. Dort stellte man ab, machte das Bübchen trocken, und der Kindbettmann bestellte eine Mass, wie sehr auch alle auf ihn einredeten, er solle doch das nicht machen, sie hätten ja erst gehabt, was das Herz verlangt, und möchten weder Dickes noch Dünnes. Indessen, als der Wein einmal da war, tranken doch alle, vornehmlich die Jungfrau; die wird gedacht haben, sie müsse Wein trinken, wenn jemand ihr Wein geben wolle, und das geschehe durch ein langes Jahr nicht oft. Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen – trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirtin sagte: Man solle doch nachlassen mit Nötigen, das Mädchen werde ja zusehends blasser, und Hoffmannstropfen täten ihm besser als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum

ein Glas blosses Wasser, musste sich endlich einige Tropfen aus einem Riechfläschchen aufs Nastuch schütten lassen, zog unschuldigerweise manchen verdächtigen Blick auf sich und konnte sich nicht rechtfertigen, konnte sich nicht helfen lassen. An grässlicher Angst litt die Gotte und durfte sie nicht merken lassen. Es hatte ihr niemand gesagt, welchen Namen das Kind erhalten solle, den die Gotte nach alter Übung dem Pfarrer, wenn sie ihm das Kind übergibt, einzuflüstern hat, da derselbe die eingeschriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen sind, leicht verwechseln kann.

In der Hast ob den vielen zu besorgenden Dingen und der Angst, zu spät zu kommen, hatte man die Mitteilung dieses Namens vergessen, und nach diesem Namen zu fragen, hatte ihr die Base, die Schwester des Grossvaters, ein für allemal streng verboten, wenn sie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn sobald eine Gotte nach dem Namen des Kindes frage, so werde dieses zeitlebens neugierig.

Diesen Namen wusste sie also nicht, durfte nicht danach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergessen hatte und laut und öffentlich danach fragte oder in der Eile den Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen, und welche Schande wäre dies ihr Leben lang! Das kam ihr immer schrecklicher vor; dem starken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenstauden im Wind und vom blassen Gesicht rann ihm der Schweiss bachweise hinunter.

Jetzt mahnte die Wirtin zum Aufbrechen, wenn sie vom Pfarrer nicht angefahren werden wollten; aber zur Gotte sagte sie: „Du,

Meitschi, stehst das nicht durch, du bist ja weiss wie ein frisch-gewaschenes Hemd.“ Das sei vom Laufen, meinte diese, es werde ihr wieder bessern, wenn sie an die frische Luft komme. Aber es wollte ihr nicht bessern, ganz schwarz schienen ihr alle Leute in der Kirche, und nun fing noch das Kind zu schreien an, mörderisch und immer mörderischer. Die arme Gotte begann es zu wiegen in ihren Armen, heftiger und immer heftiger, je lauter es schrie, dass Blätter stoben von ihrem Malen an der Brust. Auf dieser Brust ward es ihr enger und schwerer, laut hörte man ihr Atemfassen. Je höher ihre Brust sich hob, umso höher flog das Kind in ihren Armen, und je höher es flog, umso lauter schrie es, und je lauter es schrie, umso gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen prasselten ordentlich an den Wänden herab, und die Gotte wusste nicht mehr, wo sie war; es sauste und brauste um sie wie Meereswogen, und die Kirche tanzte mit ihr in der Luft herum. Endlich sagte der Pfarrer „Amen“, und jetzt war der schreckliche Augenblick da, jetzt sollte es sich entscheiden, ob sie zum Spott werden sollte für Kind und Kindeskind; jetzt musste sie das Tuch abheben, das Kind dem Pfarrer geben, den Namen ihm ins rechte Ohr flüstern. Sie deckte ab, aber zitternd und bebend, reichte das Kind dar, und der Pfarrer nahm es, sah sie nicht an, fragte sie nicht mit scharfem Auge, tauchte die Hand ins Wasser, netzte des plötzlich schweigenden Kindes Stirne und taufte kein Mädeli, kein Bäbeli, sondern einen Hans Uli, einen ehrlichen, wirklichen Hans Uli.

Da schien es der Gotte, als ob nicht nur sämtliche Berge im Emental ihr ab dem Herzen fielen, sondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen sie jemand trage in ein kühles Bad; aber die ganze Predigt durch bebten ihr die Glieder

und wollten nicht wieder still werden. Der Pfarrer predigte recht schön und eindringlich, wie eigentlich das Leben der Menschen nichts anders sein solle als eine Himmelfahrt; aber zu rechter Andacht brachte es die Gotte nicht, und als man aus der Predigt kam, hatte sie schon den Text vergessen. Sie mochte gar nicht warten, bis sie ihre geheime Angst offenbaren konnte und den Grund ihres blassen Gesichtes. Viel Lachens gab es, und manchen Witz musste sie hören über die Neugierde, und wie sich die Weiber davor fürchten und sie doch allen ihren Mädchen anhängen, während sie den Buben nichts täte. Da hätte sie nur getrost fragen können.

Schöne Haferäcker, niedliche Flachsplätze, herrliches Gedeihen auf allen Wiesen und in jedem Acker zogen aber bald die Aufmerksamkeit auf sich und fesselten die Gemüter. Sie fanden manchen Grund, langsam zu gehn, still zu stehen, und doch hatte die schöne, steigende Maissonne allen warm gemacht, als sie heimkamen, und ein Glas kühlen Weins tat jedermann wohl, wie sehr man sich auch dagegen sträubte. Dann setzte man sich vor das Haus, während in der Küche die Hände emsig sich rührten, das Feuer gewaltig prasselte. Die Hebamme glühte wie einer der drei aus dem feurigen Ofen. Schon vor elf rief man zum Essen, aber nur die Dienstboten, speiste diese vorweg, und zwar reichlich, aber man war doch froh, wenn sie, die Knechte namentlich, einem aus dem Wege kamen.

Etwas langsam floss den vor dem Haus Sitzenden das Gespräch, doch versiegte es nicht; vor dem Essen stören die Gedanken des Magens die Gedanken der Seele, indessen lässt man nicht gerne diesen inneren Zustand gewahr werden, sondern bemäntelt ihn

mit langsamen Worten über gleichgültige Gegenstände. Schon stand die Sonne hoch über dem Mittag, als die Hebamme mit flammendem Gesicht, aber immer noch blanker Schürze unter der Türe erschien und die allen höchst willkommene Nachricht brachte, dass man essen könnte, wenn alle da wären. Aber die meisten der Geladenen fehlten noch, und die schon früher nach ihnen gesandten Boten brachten wie die Knechte im Evangelium allerlei Bescheid, mit dem Unterschied jedoch, dass eigentlich alle kommen wollten, nur jetzt noch nicht; der eine hatte Werkleute, der andere Leute bestellt, und der dritte musste noch wohin – aber warten solle man nicht auf sie, sondern nur fortfahren in der Sache. Man war sich bald einig, dieser Mahnung zu folgen, denn wenn man auf alle warten müsste, sagte man, so könne das gehen, bis der Mond käme; nebenbei freilich brummte die Hebamme: es sei doch nichts Dümmeres als ein solches Wartenlassen, im Herzen wäre doch jeder gerne da, und zwar je eher je lieber, aber es solle es niemand merken. So müsse man die Mühe haben, alles wieder an die Wärme zu stellen, wisse nie, ob man genug habe, und werde nie fertig.

War aber schon der Rat wegen den Abwesenden schnell gefasst, so war man doch mit den Anwesenden noch nicht fertig, hatte bedenkliche Mühe, sie in die Stube, sie zum Sitzen zu bringen, denn keiner wollte der erste sein, bei diesem nicht, bei jenem nicht. Als endlich alle sassen, kam die Suppe auf den Tisch, eine schöne Fleischsuppe, mit Safran gefärbt und gewürzt und mit dem schönen, weissen Brot, das die Grossmutter eingeschnitten hatte, so dick gesättigt, dass von der Brühe wenig sichtbar war. Nun entblössten sich alle Häupter, die Hände falteten sich, und lange und feierlich betete jedes für sich zu dem Geber jeder gu-

ten Gabe. Dann erst griff man langsam zum blechernen Löffel, wischte denselben am schönen, feinen Tischtuch aus und begann mit der Suppe, und mancher Wunsch wurde laut: wenn man alle Tage eine solche hätte, so begehrte man nichts anderes. Als man mit der Suppe fertig war, wischte man die Löffel am Tischtuch wieder aus, die Züpfe wurde herum geboten, jeder schnitt sich sein Stück ab und sah zu, wie die Voessen an Safranbrühe aufgetragen wurden, Voessen von Hirn, von Schafffleisch, saure Leber. Als die erledigt waren in bedächtigem Zugreifen, kam, in Schüsseln hoch aufgeschichtet, das Rindfleisch, grünes und dürres, jedem nach Belieben, kamen dürre Bohnen und Birnenschnitze, breiter Speck dazu und prächtige Rückenstücke, von drei Zentner schweren Schweinen, so schön rot und weiss und saftig. Das folgte sich langsam alles, und wenn ein neuer Gast kam, so wurde von der Suppe her alles wieder aufgetragen, und jeder musste da anfangen, wo die andern auch, keinem wurde ein einziges Gericht geschenkt. Zwischendurch schenkte Benz, der Kindbettimann, aus den schönen, weissen Flaschen, welche eine Mass enthielten und mit Wappen und Sprüchen reich geziert waren, fleissig ein. Wohin seine Arme nicht reichen mochten, trug er andern das Schenkamt auf, nötigte ernstlich zum Trinken, mahnte sehr oft: „Machet doch aus, er ist dafür da, dass man ihn trinkt!“ Und wenn die Hebamme eine Schüssel hineinrug, so brachte er ihr sein Glas, und andere brachten die ihren ihr auch, so dass, wenn sie allemal gehörig hätte Bescheid tun wollen, es in der Küche wunderbar hätte gehen können.

Der jüngere Götti musste manche Spottrede hören, dass er die Gotte nicht besser zum Trinken zu halten wisse; wenn er das



Gesundmachen nicht besser verstehe, so kriege er keine Frau. Oh, Hans Uli werde keine begehren, sagte endlich die Gotte, die ledigen Burschen hätten heutzutage ganz andere Sachen im Kopf als das Heiraten, und die meisten vermöchten es nicht einmal mehr. He, sagte Hans Uli, das dünke ihn nichts anders. Solche *Schlärpli*, wie heutzutage die meisten Mädchen seien, geben gar teure Frauen, die meisten meinten ja, um eine brave Frau zu werden, hätte man nichts nötig als ein blauseidenes Tüchlein um den Kopf, Handschuhe im Sommer und gestickte Pantoffel im Winter. Wenn einem die Kühe fehlten im Stalle, so sei man freilich übel geschlagen, aber man könne dies doch ändern; wenn man aber eine Frau habe, die einen um Haus und Hof bringe, so sei es um einen geschehen, die müsse man behalten. Es sei einem daher nützlicher, man sinne anderen Sachen nach als dem Heiraten und lasse Mädchen lieber Mädchen sein. „Ja, ja, du hast ganz recht«, sagte der ältere Götti, ein kleines, unscheinbares Männchen in geringen Kleidern, den man aber sehr in Ehren hielt und ihm Vetter sagte, denn er hatte keine Kinder, wohl aber einen bezahlten Hof und hunderttausend Schweizerfranken an Zins, „ja, du hast recht“, sagte der, „mit dem Weibervolk ist gar nichts mehr. Ich will nicht sagen, dass nicht hie und da noch eine ist, die einem Hause wohl ansteht, aber die sind dünn gesät. Sie haben nur Narrenwerk und Hoffart im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie schnatternde Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweg und liegt vier Tage im Bett, ehe sie wieder bei sich selber ist. Als ich um meine Alte buhlte, da war es noch anders, da musste man noch nicht so im Kummer sein, man kriege statt einer braven Hausmutter nur einen Hausnarr oder gar einen Hausteufel.“

„He, he, Götti Uli“, sagte die Gotte, die schon lange reden wollte, aber nicht dazu gekommen war, „man würde meinen, es seien nur zu deinen Zeiten rechte Bauerntöchter gewesen. Du kennst sie nur nicht und achtest dich der Mädchen nicht mehr, wie es so einem alten Mann auch wohl ansteht; aber es gibt sie noch immer so gut als zurzeit, wo deine Alte noch jung gewesen ist. Ich will mich nicht rühmen, aber mein Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich so fortfahre, so tue ich noch die Mutter selig durch, und die ist doch eine berühmte Frau gewesen. So schwere Schweine wie voriges Jahr hat mein Vater noch nie auf den Markt geführt. Der Metzger hat ihm manchmal gesagt: er möchte das Meitschi sehen, welches die gemästet habe. Aber über die heutigen Buben hat man zu klagen; was um der lieben Welt willen ist dann mit diesen? Tabaken, im Wirtshaus sitzen, die weissen Hüte auf der Seite tragen und die Augen aufsperrten wie Stadttore, allen Kegelten, allen Schiessen, allen schlechten Mädchen nachstreichen, das können sie; aber wenn einer eine Kuh melken oder einen Acker fahren soll, so ist er fertig, und wenn er ein Werkholz in die Finger nimmt, so tut er dumm wie ein Herr oder gar wie ein Schreiber. Ich habe mich schon manchmal hoch verredet, ich wolle keinen Mann, oder ich wisse dann für gewiss, wie ich mit ihm fahren könne, und wenn schon hie und da noch einer ein Bauer abgibt, so weiss man doch noch lange nicht, was er für ein Mann wird.«

Da lachten die andern gar sehr, trieben dem Mädchen das Blut ins Gesicht und das Gespött mit ihm: wie lange es wohl meine, dass man einen auf die Probe nehmen müsse, bis man für gewiss wisse, was er für ein Mann werde.

So unter Lachen und Scherz nahm man viel Fleisch zu sich, vergass auch die Birnenschnitze nicht, bis endlich der ältere Götti sagte: es dünke ihn, man sollte einstweilen genug haben und etwas vom Tisch weg, die Beine würden unter dem Tisch ganz steif, und eine Pfeife schmecke nie besser, als wenn man zuvor Fleisch gegessen hätte. Dieser Rat erhielt allgemeinen Beifall, wie auch die Kindbettleute dagegen redeten, man solle doch nicht vom Tisch weg; wenn man einmal davon sei, so bringe man die Menschen fast nicht mehr dazu. „Habe doch nicht Kummer, Base!“, sagte der Vetter, »wenn du etwas Gutes auf den Tisch stellst, so hast du mit geringer Mühe uns wieder dabei, und wenn wir uns ein wenig strecken, so geht es um so handlicher wieder mit dem Essen.“ Die Männer machten nun die Runde in den Ställen, taten einen Blick auf die Bühne, ob noch altes Heu vorhanden sei, rühmten das schöne Gras und schauten in die Bäume hinauf, wie gross der Segen wohl sein möge, der von ihnen zu hoffen sei.

Unter einem der noch blühenden Bäume machte der Vetter halt und sagte: da schicke es sich wohl am besten, abzusitzen und ein Pfeifchen anzustecken, es sei gut kühl da, und wenn die Weiber wieder etwas Gutes angerichtet hätten, so sei man nahe bei der Hand. Bald gesellte sich die Gotte zu ihnen, die mit den andern Frauen den Garten und die Pflanzplätze besehen hatte. Der Gotte kamen die anderen Frauen nach, und eine nach der andern liess sich nieder ins Gras, vorsichtig die schönen Kittel in Sicherheit bringend, dagegen ihre Unterröcke mit dem hellen roten Rand der Gefahr aussetzend, ein Andenken zu erhalten vom grünen Gras.

Der Baum, um den die ganze Gesellschaft sich lagerte, stand oberhalb des Hauses am sanften Anfang der Halde. Zuerst ins Auge fiel das schöne, neue Haus; über dasselbe weg konnten die Blicke schweifen an den jenseitigen Rand des Tales, über manchen schönen, reichen Hof und weiterhin über grüne Hügel und dunkle Täler weg.

„Du hast da ein stattliches Haus, und alles ist gut angegeben dabei“, sagte der Vetter, „jetzt könnt ihr auch da drin sein und habt Platz für alles; ich konnte nie begreifen, wie man sich in einem so schlechten Haus so lange leiden kann, wenn man Geld und Holz genug zum Bauen hat, wie ihr zum Exempel.“ „Täusche dich nicht, Vetter!« sagte der Grossvater, „es hat von beidem nichts zu rühmen; dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiss wohl, wie man anfängt, aber nie, wie man aufhört, und manchmal ist einem noch dies im Wege oder das, an jedem Ort etwas anders.“

„Mir gefällt das Haus ganz ausnehmend wohl“, sagte eine der Frauen. »Wir sollten auch schon lange ein neues haben, aber wir scheuen immer die Kosten. Sobald mein Mann aber kommt, muss er dieses recht besehen, es dünkt mich, wenn wir so eins haben könnten, ich wäre im Himmel. Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem ersten Fenster dieser wüste, schwarze Fensterposten ist, der steht dem ganzen Haus übel an.“

Der Grossvater machte ein bedenkliches Gesicht, zog noch härter an seiner Pfeife und sagte endlich: es hätte an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes sei gleich bei der Hand gewesen,

da habe man in Not und Eile einiges vom alten Hause genommen. „Aber“, sagte die Frau, „das schwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten ist es angesetzt, und jeder Nachbar hätte euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben.“ „Ja, wir haben es halt nicht besser verdient und durften unsere Nachbarn nicht immer von neuem plagen, sie hatten uns schon genug geholfen mit Holz und Fahren“, antwortete der Alte.

„Hör, Grossväterchen“, sagte der Vetter, „mache keine Schneckentänze, sondern gib die Wahrheit an und aufrichtigen Bericht! Schon manches habe ich raunen hören, aber bis jetzt das Wahre nie vernehmen können. Jetzt schickte es sich so wohl, bis die Frauen den Braten bereit haben, du würdest uns damit so kurze Zeit machen, darum gib aufrichtigen Bericht.“ Noch manchen Schneckentanz machte der Grossvater, ehe er sich dazu überwinden konnte; aber der Vetter und die Weiber liessen nicht nach, bis er es endlich versprach, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, dass ihm dann lieber wäre, was er erzähle, bliebe unter ihnen und käme nicht weiter. So etwas scheuten gar viele Leute an einem Haus, und er möchte in seinen alten Tagen nicht gerne seinen Leuten böses Spiel machen.

„Allemaal, wenn ich dieses Holz betrachte“, begann der ehrwürdige Alte, „so muss ich mich verwundern, wie das wohl zugeht, dass aus dem fernen Morgenland, wo das Menschengeschlecht entstanden sein soll, Menschen bis hierher kamen und diesen Winkel in diesem engen Graben fanden, und muss denken, was die, welche bis hierher verschlagen oder gedrängt wurden, alles ausgestanden haben werden und wer sie wohl mögen gewesen